

Über die Autorin:

Michèle Rowe studierte zunächst an der National School of Arts in Johannesburg und schloss ihr Studium dann mit einem Master in Creative Writing an der Universität Kapstadt ab. Sie arbeitet als Drehbuchautorin und Dokumentarfilmerin; ihre Filme wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sie war Mitbegründerin der *Free Film Makers*, einer Anti-Apartheid-Gruppe von Filmschaffenden, und setzt sich in ihren eigenen Arbeiten intensiv mit der Wirklichkeit des neuen Südafrika auseinander. Michèle Rowe lebt mit ihrer Familie in Kapstadt. *Kap der Lügen* ist ihr Debüt als Kriminalschriftstellerin, für das sie 2011 auf Anhieb den begehrten Debut Dagger der britischen Crime Writers' Association erhielt.

<http://www.michelerowe.co.za>

Michèle Rowe

KAP DER LÜGEN

Kriminalroman

Aus dem Englischen von
Alexandra Baisch

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»What Hidden Lies« bei Penguin Books, South Africa.

Jegliche Ähnlichkeit mit den Polizeirevieren von Fish Hoek und Ocean View
oder den dort Beschäftigten ist rein zufällig. Nur die Ortsnamen und
Örtlichkeiten sind real, die restliche Geschichte entspringt meiner Phantasie.
Dasselbe gilt für die Bewohner der südlichen Kap-Halbinsel.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Dezember 2014
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2013 by Michèle Rowe
Copyright © 2014 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Gedichtzeilen stammen aus: Emily Dickinson, »Gedichte«,
Hanser Verlag, 2006, übersetzt von Gunhild Kübler
Redaktion: Viola Eigenberz
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Gabriel Passarelli/ Getty Images
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51624-9

2 4 5 3 1

Für Warrick

*Von dem die subversive, prägnante
Beobachtung stammt, Kapstadt sei ein
»Verbrechen mit Aussicht«,
die mich zu diesem Roman angeregt hat.*

Doch was da ruht, steigt hoch.
Erklär die Himmel ich?
Das Rätsel regt sich nicht.

Emily Dickinson

ZWANZIG JAHRE ZUVOR . . .

Wartet auf mich!«

Die Stimme war leise, aber durchdringend wie die eines Vogels und kam immer näher. Sie blieben stehen. Er sah den wütenden Ausdruck auf ihrem Gesicht, den sie immer dann bekam, wenn *er* ihnen nachlief und versuchte, Teil ihrer geheimen Welt zu sein.

»Er rennt uns hinterher!«

Sie nahm denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

»Wohin willst du?«, rief er, denn er wollte in dieser Finsternis, in der die Bäume immer dichter wurden, nicht allein zurückbleiben.

Über die Schulter rief sie ihm zu: »Geh schon, ich komme gleich nach.«

Dann verschwand sie. Erst wartete er ein paar Minuten, dann ging er allein weiter. Er hörte ihre gedämpften Stimmen, dann ihre, die anschwell und durch die Bäume hallte: »*Voetsèk!* Geh heim!« Stille, gefolgt von erzürntem Aufheulen und klagendem Weinen.

Sie tauchte wieder zwischen den Bäumen auf, rannte, überholte ihn und rief ihm zu: »Los, schnell!«

Er setzte ihr nach, sah ihre dünnen braunen Beine, die abwechselnd in seinem Blickfeld auftauchten und wieder daraus verschwanden. Der Schrei der Verzweiflung und Wut hinter ihnen wurde leiser. Er spürte einen Anflug von Schuld, doch schon bald verlor sich das Weinen in den Bäumen, und das Einzige, was er dann noch hörte, war

sein eigener heftiger Atem, während er sich mühte, sie einzuholen. Er war größer, aber sie war schneller – bei allem. Sie verfiel in ein schnelles Schrittempo, und er schloss zu ihr auf. Zu reden war überflüssig. Ihm genügte es vollkommen, bei ihr und außer Reichweite seines Vaters zu sein, einfach so umherstreifen zu können. Manchmal hatte er hier oben ein bisschen Angst, aber das sagte er ihr nie. Er wollte weder ihren spitzen Ellbogen zu spüren bekommen noch ihren spöttischen Tonfall hören: »Wovor hast du Angst? Wovor?«

Sie sollte nicht wissen, dass er Angst vor den schwarzen Bäumen mit ihren glänzenden, lederartigen Blättern hatte, vor dem Berg, der wie eine Festung über ihnen thronte, vor der unnatürlichen Stille des Milkwood-Waldes, in dem ihre Schritte keinen Laut verursachten. Er hatte schon vor langer Zeit gelernt, seine Furcht zu verbergen, da er wusste, dass sein Vater ihn bei dem ersten Anzeichen davon verdreschen würde. Sie fürchtete sich vor nichts und hätte sich niemals durch eine Tracht Prügel einschüchtern lassen; sie war sich der unbändigen Wut oder Verzweiflung anderer nicht bewusst. Sie sah nur das Schöne und Helle in der Welt.

Sie tauchten aus dem Tunnel der Bäume auf, die die offene Mine umgaben, wo die große Maschine still und untätig dastand. Unbemerkt von den Arbeitern, die, unterbrochen von plötzlichen rauhen Lachsalven, unter einem Baum ihr Mittagessen zu sich nahmen, gingen sie weiter. Schließlich erreichten sie die höchste Stelle der steilen, abbröckelnden Terrassen und blickten über die Wipfel der Palmen und das Wellblechdach hinweg. Das Meer breitete sich unter ihnen aus, eine blendende, silbrige Masse. Sie nahmen zwei Stufen auf einmal, um hinunter zur hinteren Seite des Hauses zu gelangen. Er schob das morsche Schiebefenster nach oben, und sie kletterte hindurch, ehe sie es

dann für ihn hochhielt. Er folgte ihr durch die Küche. Es war heiß und schwül. Feine Schweißtröpfchen glänzten auf ihrem Nacken, unter ihrem Zopf. Auf dem Weg zur Holzterrappe durchquerten sie abgedunkelte, leere Räume. Dann stiegen sie hinauf, zu dem Raum unter dem Dach, und blieben auf der Schwelle stehen. Hier war das Geräusch des Meeres lauter, drang zwischen den Dachsparren herein. Sie blickten einander an, kicherten atemlos und sogen den vertrauten Geruch von Staub, feuchtem Holz und Meer ein. Staubpartikel flimmerten in einer Art Heiligenschein um ihren Kopf. Sie gingen zum Fenster und schauten nach unten auf die Straße, um sich zu vergewissern, dass er ihnen nicht gefolgt war.

Doch das war er.

Sie sahen ihn, seine kleine Gestalt von einem Sonnenstrahl erleuchtet, ehe ein Dröhnen sie ganz taub machte und der Boden unter ihnen erzitterte ...

Danach gingen sie nach Hause, ohne ein Wort zu sagen. Die schwarzen Bäume umfingen sie wie ein Laken. Etwas Hartes, Schmerzhaftes schnürte ihm die Kehle zu, das niemals in Worte gefasst werden dürfte, denn durch sie würde es real. Das Schweigen machte es unwirklich, wie einen Alptraum, den man vergessen konnte, wenn man daraus erwachte. Eine Erinnerung, die man so tief in sich vergrub, dass sie nicht mehr heraufzuholen war.

Zu Hause würde man Fragen stellen. Er würde nichts sagen, genauso wenig wie sie. Auf diese Weise waren sie miteinander verbunden, durch ein Band, das sie stärker vereinte als Liebe.

Ocean View tauchte am Ende der Kommetjie Road auf, erstreckte sich über kleine Anhöhen und flache Senken in den Felsen, die sich vom Meer Richtung Misty Cliffs und Scarborough zogen. Detective Constable Persy Jonas hatte mal gehört, dass der Ort als »mediterran« bezeichnet wurde, vielleicht aufgrund der buntgestrichenen Häuschen, die die steinigen Hänge vor der Kulisse des blauen Atlantiks erklimmen.

Doch an dieser Siedlung war kein Hauch Exotik – sie sah aus wie jede andere Township mit wildwuchernden Hütten, von Müll übersäten Straßen, abgemagerten Hunden und rostigen Autowracks. Sie bog in den Protea Drive ab, fuhr ostwärts in den als »Lapland« bezeichneten Bezirk und hielt am Ende der Carnation Street am Bordsteinrand. Als sie aus dem klimatisierten Nissan-Pick-up stieg, traf sie die trockene Hitze wie ein Schlag ins Gesicht. Es war noch immer früh am Morgen, später würden es um die dreißig Grad werden. Der Gestank von Müll und verrottem Seetang, ein Mitbringsel der Frühjahrsflut, stieg aus dem »Kom« auf, niederländisch für »Schüssel«, der kleinen geschützten Bucht, in der die Fischerboote zu Wasser gelassen wurden. Ein paar junge Männer standen rauchend im dürftigen Schatten eines mickrigen Gummibaums; der Kontrast zwischen dem grellweißen Licht und dem Schatten verwandelte ihre Augen in schwarze Löcher. Unbedeutende Dealer, *hoekstaanders*, die auf Lieferungen warteten. Würde man sie durchsuchen, hätten sie nichts

bei sich, alles war irgendwo in einem Loch oder unter irgendeinem Spülbecken versteckt. Sie spürte ihre Blicke im Rücken, als sie den ausgefahrenen Weg zu Sean Dollerys Haus hinauf lief. Dollery, der im großen Stil mit Crystal Meth dealte – auch als *tik* bekannt –, stellte es vermutlich in einem der Häuser weiter oben in Ghost Town her. Schon das dritte Mal diese Woche war sie auf der Suche nach ihm. Im Verstecken war er Experte, schon von klein auf, als er noch den Prügelattacken seines Vaters aus dem Weg ging. Doch da Sonntag war, hatte sie vielleicht Glück, passte ihn möglicherweise ab, während er seine durchzechte Samstagnacht ausschließte. Sie wusste, dass sie nicht hier sein sollte. Nicht nur, weil sie keine Verstärkung dabei hatte, sondern auch, weil Ocean View genau genommen nicht in ihren Zuständigkeitsbereich gehörte.

In der Regel schickte man keine Cops in ihre Heimatgemeinden, aus Angst, sie könnten von den *skollies*, den ortsansässigen Kriminellen, einkassiert werden. Sie war jedoch berechtigt, herumzuschnüffeln, wenn sie einem Verbrechen in Fish Hoek nachging, das seinen Ursprung in Ocean View nahm. Was in den meisten Fällen auch zutraf. Momentan hatte sie elf Diebstahlsdelikte auf dem Schreibtisch, fünf davon mit demselben Modus Operandi. Und obwohl sie keine Beweise hatte, die Dollery damit in Verbindung brachten, kam es ihr doch gelegen, es danach aussehen zu lassen. Sie wollte ihn weggesperrt und außer Sichtweite wissen, um sich von der unterschwelligen Angst zu befreien, die sie jedes Mal überkam, wenn sie an ihn dachte. Und wenn sie dafür ein paar Regeln brechen musste, dann war es eben so.

Sie hatte Dollery hier und da gesehen, seit sie in Fish Hoek stationiert war, für gewöhnlich in Begleitung irgendeines schmierig lächelnden, fiesen Anwalts bei Gericht. Die Anklage konnte nie aufrechterhalten werden. Prozesslisten

verschwanden, oder Zeugen tauchten nicht auf, der übliche Mist. Er bestach alle, selbst die Cops. Um Hand an ihn zu legen, musste man wissen, wie er funktionierte, wo seine Schwachstelle war.

Die Nummer 20 in der Carnation Road war ein grauer Klotz, bestehend aus zwei Fenstern mit weißen Gardinen und einer Tür, die schief in ihren Angeln hing – wie ein misshandelter, verdrossenes Gesicht. Die Satellitenantenne auf dem Wellblechdach glich einem kess aufgesetzten Hut. Etwa 60 Prozent Arbeitslosigkeit, aber kein Mangel an Satellitenantennen. Ganz bestimmt nicht für die Sean Dollerys dieser Welt, die an der Misere anderer verdienten. Für Typen wie ihn empfand sie abgrundtiefen Hass, da war von vergangenem Zusammenhalt nichts mehr zu spüren. Er war Abschaum, brachte die Gemeinde in Verfall. Als Kinder waren sie durch die Straßen mit den widersinnigen Namen – Margerite, Petunie, Nelke – gestreift, hatten im Staub nach irgendwelchem Schrott gewühlt, nach etwas, womit sie sich die Zeit vertreiben konnten. Der einzige schöne Ort, an den sie sich aus ihrer Kindheit erinnerte, war die Kirche auf dem Hügel gewesen, St. Norbert. Frangipani in den Vasen der Sakristei, das Kratzen des gestärkten weißen Kleides an ihren Oberschenkeln. Ihre erste Kommunion. Poppa war da, die Haare glatt nach hinten gekämmt. Stolz saß er in der ersten Reihe, reckte den Hals, um zu sehen, wie sie zum Altar lief, seine Augen glänzten wie braune Beeren. Auf der anderen Seite des Ganges bestaunte Charlene Dollery das engelsgleiche Gesicht von Sean, ihrem einzigen Sohn, ihrem Augapfel. Doch dann war Seans Vater für einen Überfall mit vorsätzlicher schwerer Körperverletzung zehn Jahre in den Knast gekommen, und Charlene musste allein mit Sean fertig werden. Und zwischen den beiden Männern, die sie »unterstützten«, und den paar Jobs hier und da

gelang es ihr zwar, sich durchzuschlängeln, doch sie verlor ihren Sohn aus den Augen. Sie zogen nach Bonteheuwel, und als sie von dort zurückkamen, hatte sich Seans dunkeläugige Schönheit in das verschlossene, misstrauische Gesicht der Bewohner der Cape Flats, der Townships am Rande Kapstadts, verwandelt. Als Nächstes arbeitete er dann mit Pietchie bei *Die Blokke*, bestahl jüngere Kinder und machte Botengänge für die ansässigen Senkrechtstarter. Bekam Ärger mit dem Jugendgericht.

Als Persy von der Polizeiakademie zurückkehrte, führte Sean bereits das Leben eines Gangsters wie so viele Gleichaltrige, die ihre farbige Gemeinde zerrütteten und alle anderen mit sich in den zwielichtigen Abgrund zogen.

Seans Pitbulls fingen an zu bellen, als sie sich dem Haus näherte – sie waren hinter dem Haus angekettet und lechzten nach Blut. Sie würden nicht lange hier sein, da sie für illegale Hundekämpfe vorgesehen waren. In ausgehobenen Gruben, bedeckt mit Wellblech, würden schweißbedeckte Männer mit leerem Blick und bloßem Oberkörper dabei zusehen, wie die Hunde einander blutige Stücke herausrissen. Man schaffte es nicht, das zu unterbinden – es war einfach eine weitere Form der Abhängigkeit von Gewalt, Schmerz und Vergessen.

Sie klopfte an die Tür.

Niemand öffnete. Nicht, dass sie damit gerechnet hatte. Doch sie sah, wie sich die Gardine etwas bewegte. Sie klopfte lauter.

»SAPS! Aufmachen!«

Widerwillig wurden Riegel und Schlösser geöffnet. Ein barfüßiges Mädchen mit verquollenen Lidern stand in der Tür, schwere Brüste verzerrten das Playboy-Logo auf ihrem Nachthemd. Auf der vorgeschobenen Hüfte hatte sie ein dickliches Baby aufgestützt, dessen Gesicht vor lauter Rotz einem glasierten Donut glich.

»Wo ist Sean?« Persy sprach Afrikaans.

»Arbeiten.«

Persy schluckte diese offensichtliche Lüge, die, ohne mit der Wimper zu zucken, ausgesprochen worden war. »Ja, und wo ist diese ›Arbeit?‹«

Das Mädchen schwieg, der Ausdruck auf ihrem verschlossenen, malträtierten Gesicht besagte jedoch eindeutig: »Leck mich!« Das Baby zupfte an ihrer Brust. Sie schlug auf seine dickliche Hand, als wäre sie eine Fliege, und bekundete mit einem schnalzenden Geräusch ihre Missbilligung.

»Ist Charlene da?«

»Sie ist drüben beim Deutschen.«

Seans Mutter, Charlene Dollery, arbeitete als Hausangestellte für Klaus Schneider, einen reichen deutschen »Zugvogel«, der die eine Hälfte des Jahres in Kommetjie, die andere in Hamburg verbrachte.

Ein älteres Kind heulte drinnen los, eine Frauenstimme herrschte es an, die Klappe zu halten. Charlene, die an diesem Sonntag zwar nicht arbeitete, aber eben keine Hausbesuche empfang. Zumindest nicht von der Polizei.

»Sag Sean, er soll vorbeikommen und mit mir reden. Ansonsten müssen wir ihn hier abholen und mit zum Revier nehmen. Verstanden?«

Die Tür wurde vor ihrer Nase zugeschlagen – und sie hörte, wie die Riegel wieder vorgeschoben wurden.

Es war an der Zeit, die Hütte aus Holz und Blech hinter dem Haus zu überprüfen. Ihre Hand wanderte zu ihrer Waffe. Nur für alle Fälle. In Persys Kindheit war Ocean View eine ruhige Gegend gewesen – jetzt war es hier genauso gefährlich wie in jeder anderen Township. Insbesondere für einen Cop.

Die Hunde kläfften wieder hysterisch los, und Persy hörte, wie sie sich gegen die dünne Umzäunung aus Stachel-

draht warfen. Vermutlich waren sie halb verhungert, oder sie kamen gerade vom *tik* herunter. Manchmal verabreichte man ihnen *tik*, damit sie vor einem Kampf so richtig heiß wurden. Ein Aufjaulen, dann Ruhe. Jemand war bei ihnen da hinten. Hatte ihnen einen gut gezielten Tritt verpasst.

Die Spanplattentür der Hütte war mehrfach aufgebrochen worden und wurde jetzt mit ein paar schweren Ketten und Vorhängeschlössern gesichert. Zwischen der Tür und dem Rahmen war allerdings ein Spalt, durch den Persy eine Sprühdose und das Heck von Dollerys Golf erkannte. So wie der Wagen aussah, funktionierte er nicht mehr. Sie kam sich ungeschützt vor, spürte ein rastloses Pulsieren im Nacken, das von der Anspannung herrührte – als würde sie beobachtet, und vermutlich war es Sean, der sie im Blick hatte. Zwischen ihr und Sean war alles nur eine Frage der Zeit. Eine ungesunde Aufregung überkam sie, Adrenalin wurde durch ihren Körper gepumpt. Sie stellte sich ihn mit Handschellen bei Gericht vor, wie er für Jahre weggesperrt würde. Aus dem Leben, aus dem Sinn.

Dann ertönte ein scharfes, schussähnliches Geräusch über ihrem Kopf – sie ließ sich auf den Boden fallen wie ein Stein, zog die Waffe, und ihr Herz hämmerte gegen ihre Rippen. Hatte etwa jemand auf sie geschossen? Sie blieb am Boden, kroch seitlich bis zu einem kleinen Überstand in der Nähe. Er bot ihr etwas Schutz, doch ihr Hintern stellte noch immer eine Zielscheibe für den Schützen dar. Auch keine schussichere Weste. So dumm, so verdammt dumm, allein hierhergekommen zu sein. Titus würde ihr die Hölle heißmachen, sollte er das herausfinden. Sie presste sich mit dem Rücken an die Wand, ihre Ohren klingelten vor lauter angestrengtem Horchen, während die Hunde sich wieder wie wild gebärdeten. Wer auch immer sich auf dem Dach aufhielt, hatte einen schweren

Schritt, so wie er dort oben herumstapfte. Die Hunde drehten regelrecht durch, warfen sich gegen das Tor, ganz heiß auf einen Kampf. Gott sei Dank waren sie angekettet, ansonsten würden sie sie in Stücke reißen. Keine Schritte mehr zu hören. Ein lautes Stöhnen. Stille – fast noch schlimmer als der Lärm. Hatte jemand die Hunde nach drinnen geholt?

Wie bei einer Bürste stellten sich die Härchen in ihrem Nacken auf, und ihr Mund war mit einem Mal ganz trocken. An die verrostete Wand gepresst, rückte sie Zentimeter für Zentimeter zum hinteren Teil der Hütte vor, in der Hoffnung, es bis in den Schutz des nächsten Hauses zu schaffen. Dann ein Rums auf dem Blech über ihr, und gleich darauf landete ein schwarzes Etwas vor ihr auf dem Boden, wedelte mit einer Waffe vor ihr herum. Sie starrte in engstehende, rot unterlaufene Augen, darunter gebleckte Zähne mit gelblichen Reißzähnen.

Ein Pavian, offenbar ein Alphamännchen. Seine Waffe: ein zur Hälfte verspeister Butternusskürbis. Ihre Erleichterung war nur von kurzer Dauer. Ein bösesartiges Männchen konnte gefährlich und unberechenbar sein. Er hatte ihren weiblichen Duft ausgemacht – und sie würde sich aggressiv geben müssen, um sich ihn vom Leib zu halten. Also wedelte sie mit den Armen, brüllte, zeigte ihm ihre gebleckten Zähne. Er kreischte, drehte sich dann um und verschwand hinter der Hütte. Sie hörte, wie er an der Seite nach oben kletterte, dann wieder den lauten Knall, als er auf dem Blechdach landete. Mit einem Satz wechselte er auf Dollerys Hausdach hinüber und ging die Regentraufe entlang, ohne den Blick von Persy abzuwenden, verspottete sie.

Bei der Satellitenschüssel kauerte er sich über seinen Butternusskürbis, biss ein Stück davon mit den Zähnen ab, die innerhalb von Sekunden eine menschliche Kehle aufreißen

konnten. Er musste in den Abfällen herumgewühlt haben und war dabei Gefahr gelaufen, angeschossen oder von den Anwohnern vergiftet zu werden. Sie beobachtete ihn, beruhigte sich, spürte, wie sich ihr Herzschlag wieder normalisierte. Der Pavian war erschreckend menschlich, allerdings ohne irgendein moralisches Bewusstsein, abgesehen von seinem Überlebenswillen. Einem durchschnittlichen Kriminellen ziemlich ähnlich. Sie steckte ihre Waffe wieder ins Holster. Mhlabeni hätte sich vor Lachen in die Hosen gemacht, wäre er Zeuge dieser Szene geworden – wie sie ihre Waffe vor einem Affen zog. Ihr Kollege suchte immer nach Möglichkeiten, um sie niederzumachen.

Calata würde sie erzählen, was passiert war, aber sonst keinem auf dem Revier.

Liefere den Scheißkerlen niemals etwas, das sie gegen dich verwenden könnten.

Sean Dollery beobachtete Persy, wie sie in ihren Nissan stieg und die Straße hinunterholperte. Er hatte sie mit dem Pavian gesehen – hatte sie in Unterhosen vom Fenster aus beobachtet, da er keine Zeit gehabt hatte, sich anzuziehen. Er musste sich ganz schön am Riemen reißen, um nicht laut loszulachen, damit sie ihn nicht hörte.

Diese dumme kleine Schlampe. Tauchte so verdammt früh bei ihm auf, um ihn zu schikanieren. Für wen hielt sie sich, verflucht noch mal? Sean gefiel es gar nicht, dass sie so viel über ihn wusste – wo er lebte, wo seine Ma arbeitete, diese ganze Geschichte ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Verdammt, was musste sie auch herkommen und bei *Die Blokke* rumhängen, ihre Kontakte in Lapland und Ghost Town ausnutzen und seine Bewegungsfreiheit einschränken, ihm die Geschäfte versauen? Er wollte von ihr in Ruhe gelassen werden – sie glaubte wohl, sie könnte ein-

fach ungestört überall herumlaufen, glaubte, dass keiner Hand an sie legen würde, weil sie einst eine von ihnen gewesen war? Aber das war einmal. Diese hinterfotzige Schlampe benahm sich so herablassend, jetzt, wo sie Detective war, streifte den Staub der Township von ihren Füßen, stellte sich in gewisser Weise über ihn. Poppa hatte sie auf diesen Gedanken gebracht, hatte sich auf Booten abgerackert, um sie in die Kirchenschule mit diesen hochnäsigen, rotzigen Tussis in ihren Kilts zu schicken, während seinesgleichen in dem Betonklotz mit den eingeworfenen Fenstern und dem staubigen Spielplatz voll zerbrochener Flaschen und benutzter Kondome vermoderten.

Sie waren auf benachbarten kleinen Höfen aufgewachsen und gleichzeitig nach Ocean View umgesiedelt worden. Er hatte draußen mit ihr gespielt, sie zur Sonntagsschule begleitet, wo man ihnen die Geschichte von Jesus, Maria und Josef eintrichterte. Er verdrängte die Erinnerung daran, wie sie zusammen unter den dunklen Milkwood-Bäumen Schutz gesucht und er sich nach Pas Prügelattacken die Augen ausgeweint hatte. Verdrängte das angenehme, Sicherheit spendende Gefühl ihres dünnen Armes um seine Schultern, wenn sie ihn tröstete. Er wollte nicht weich werden, indem er darüber nachdachte, dass sie ihren Anteil an Trauer und Verlust durchaus auch abbekommen hatte – nur noch sie und Poppa lebten dort in dem Haus, nachdem ihre Mutter verschwunden war. Er spürte die Last ihrer gemeinsamen Schuld hinsichtlich der Trauer, die an ihm nagte wie eine kleine, unsichtbare Ratte.

Seans Ma liebte Poppa; jeder respektierte ihn, sogar die Verbrecher. Er war eine regelrechte Institution in Ocean View. Doch er würde es nicht mehr lange machen, lag irgendwo in einem Heim im Sterben. Jetzt hatte sich eine neue Generation in Lapland eingefunden – es war härter geworden, *tik*-Dealer und Senkrechtstarter zogen hierher,

und mit dem alten Ocean View starb auch die alte Zusammengehörigkeit. Sean war diesbezüglich nicht sentimental, das konnte er sich nicht leisten. Er schaltete den Fernseher ein. MTV. Kanye West in einem Pelzmantel, halbnackte Schlampen, die sich an ihm rieben. Ein alter Lieblingssong. *Heartless, how can you be so heartless?* Begehrlich blickte Sean auf den Mercedes und die Diamanten. Eines Tages.

Vierzehn Kilometer trennen Ocean View von Noordhoek, zu Fuß gerade mal acht, wenn man einen reizvollen Spaziergang entlang des unberührten weißen Strandes bevorzugt, der am aufsteigenden Chapman's Peak endet. Doch die Nummer 39 der Keurboom Road, wo der Morgen für Marge Labuschagne schlecht begonnen hatte, lag meilenweit entfernt von Carnation Street Nr. 20. Halb versteckt von Milkwood-Bäumen, gut zu Fuß vom schönsten, urwüchsigsten Strand der Welt zu erreichen, fügte sich das bescheidene, traditionelle Kap-Cottage behaglich in die exklusive Ansammlung bürgerlicher Häuser ein.

Nach einer Nacht, in der sie sich ein Drittel einer Scotchflasche und zu viel schlechtes Fernsehen einverleibt hatte, wachte Marge mit benebeltem Kopf und trockenem Mund auf. Ohne irgendeine Art von Familienalltag, der den Wochenenden Rhythmus und Bedeutung verliehen hätte, zogen sich insbesondere die Samstagabende ins Unendliche. Bongo hatte ihre Laune nicht gerade verbessert, als er zu unchristlicher Uhrzeit an der Tür kratzte und sich sein Gejaule angesichts eines bevorstehenden Spaziergangs in ein Crescendo begeisterten Gekläffs steigerte, das sie aus dem Bett und aus dem Haus zwang.

Die Jahre der Kindererziehung hatten mit Will geendet, ihrem Jüngsten, der nach Woodstock gezogen war, wo er seinen Master fertig schrieb. Doch nicht, ohne ihr die Verantwortung für Bongo aufzubürden, einen hyperaktiven,

jungen Deutschen Schäferhund. Was hatte Will sich nur dabei gedacht, als er mit dem Welpen auf dem Arm aufgekreuzt war?

»Aber der beschützt dich doch, Ma. Außerdem leistet er dir Gesellschaft.«

Die Welt gemäß Wills Vorstellungen; Eigennutz unter dem Deckmantel der Menschenliebe. Sie schalt sich, weil sie so lieblos über ihren Sohn dachte. Vermutlich machte er sich Sorgen um sie, so allein in diesem Haus, ohne richtige Alarmanlage. Trauriger und bitterer war der Gedanke, dass Bongo als Wiedergutmachung für Wills lange Abwesenheiten und seine sporadischen Anrufe dienen sollte. Heute wollte er jedoch für ein paar Tage nach Hause kommen, um an seiner Diplomarbeit zu arbeiten, also sollte sie wohl besser für die kleinen Geschenke dankbar sein und nicht länger darüber grübeln, dass er sich so selten meldete. Wenn sie früh mit Bongo nach draußen ging, dann wäre sie rechtzeitig zurück, um Mittagessen zu machen und etwas aufzuräumen, ehe Will eintraf. Wie immer war das Haus ein einziges Durcheinander.

Sie ging hinter dem Hund her, der durch das Tor sprang, wendete ihren Blick vom überwucherten Garten und dem vernachlässigten Swimmingpool ab. In ihrem unruhigen Schlaf war sie von grausamen Bildern seines mit Kröten übervollen, grünlich schmierigen Wassers verfolgt worden, eine Spiegelung ihrer Angst, wie sie es als alleinstehende Frau mittleren Alters schaffen sollte, Haus und Garten in Schuss zu halten. Sie sollte sich wohl besser mit Chlor und dem Kescher nach draußen begeben. Vorstädtische Trägheit musste überwunden, der äußere Schein gewahrt werden. Momentan hielten ihre Nachbarn sie im besten Fall für exzentrisch, im schlimmsten für vollkommen durchgeknallt. Sie wusste, dass hier in der Gegend über sie getratscht wurde, und nicht nur, weil sie ihr Haus

vergammeln ließ. Es wurde ebenfalls viel über ihren früheren Beruf mit seinen undurchsichtigen Verbindungen zur Kriminalität gemunkelt, über ihre »Freundschaft« mit Ivor Reitz und ihre schlecht laufende Praxis.

Der Anblick des Bewässerungssystems, das im benachbarten Garten auf vollen Touren lief, trug nicht dazu bei, ihre Stimmung aufzuhellen. Die Tinklers wieder einmal, die entgegen den städtischen Auflagen Wasser verschwendeten. Zurückgehalten von einem elektrischen Zaun, knurrten und geiferten die beiden Ridgebacks Gigi und Bella wie die Wahnsinnigen, als Bongo bei ihnen vorbeilief. In Marges Augen die bescheuertsten Hunde auf dem Planeten. Genau wie ihre Besitzer. George war bloß dumm, aber Fiona Tinkler war sowohl eine zwanghafte Unruhestifterin als auch eine Klatschbase der schlimmsten Sorte. Sie gehörte zu den Menschen, die ganz verrückt nach blutrünstigen Geschichten waren und es genossen, Neuigkeiten über Verbrechen und Gewalt weiterzutratschen.

Irgendwoher hatte sie Informationen über Marge zusammengetragen, herausgefunden, dass sie als Kriminalpsychologin gearbeitet hatte, und war überzeugt, dass ihr etwas zutiefst Verdächtiges anhaftete. Nicht, dass Marge weiterhin Kriminalfälle bearbeiten würde. Manche Fälle hatten sie völlig desillusioniert, einer im Besonderen, und sie war in Bezug auf ihren reduktionistischen Ansatz im Profiling, dem sie zuvor gefolgt war, misstrauisch geworden. Heutzutage war es sicherer, sich auf die Privatpraxis und die Nabelschau des verängstigten Bürgertums zu beschränken. Selbst wenn das den langsamen Tod bedeutete. Direkt hinter dem *Red Herring*, der örtlichen Kneipe, traf sie auf Asha de Groots Maserati, der die Straße blockierte und über die Einfahrt seines 150 Jahre alten, für mehrere Millionen Rand umgebauten Anwesens hinausstand, das als *The Old School House* bekannt war. Aufgrund seines

auf mysteriöse Weise erlangten Reichtums wurde de Groot im Tal ein gewisses Interesse entgegengebracht; er hatte irgendetwas mit IT oder mit CO₂-Handel zu tun. Er musste in den frühen Morgenstunden zurückgekommen sein, nicht mehr fähig, den Wagen durch das Sicherheitstor zu schleusen. Marge empfand eine gewisse Genugtuung, als Bongo das Bein hob, um an einen der teuren Reifen zu pinkeln. June de Groot war mit ihren beiden hellhäutigen, blassgesichtigen Kindern im Garten und sah dabei zu, wie ihre Schildkröte sich mühsam über den Rasen schleppte. Marge hatte June »die Bekloppte« getauft und als »Müsli-fresserin« abgeschrieben, als einen dieser Menschen, die es nicht für nötig hielten, eine ordentliche Mahlzeit zu sich zu nehmen. Außerdem staffierte sie ihre beiden Kinder mit selbstgenähter Kleidung und lächerlich großen Sonnenhüten aus.

Als sie neu hergezogen waren, hatte Marge in einem untypischen Anfall von gutnachbarschaftlichem Verhalten, gemischt mit etwas Langeweile und Neugier, die Überreste eines Schokoladenkuchens als Willkommensgruß vorbeigebracht. June reagierte, als wäre der Kuchen vergiftet. Sie gab ihn ihr zurück und sagte: »Oh, tut mir leid, wir essen keinen Zucker!« Gleich darauf holte sie etwas aus ihrer quäkerartigen Schürze, das an steife grüne Papierstreifen erinnerte, und reichte es den Kindern, die so aussahen, als würden sie in Tränen ausbrechen. »Japanische Meeresalgen«, erklärte sie, »sehr eisenhaltig.«

Seitdem machte Marge einen großen Bogen um June.

Marge hob die Hand zum flüchtigen Gruß. Die Bekloppte blickte überrascht drein, aber Orlanda, das kleine Mädchen, kam zum Zaun gerannt, um Bongo zu streicheln.

Nach ein paar Metern fing Marge langsam an zu joggen, und Bongo hechelte neben ihr her. Die frische Luft und der starke Geruch nach Meer machten ihren Kopf wieder

frei. Das Gekreische der Zikaden wurde lauter, je näher sie zum Strand kam, und übertönte das Rauschen der Wellen. Sie sah, dass ein weiteres Haus in der Beach Road abgerissen worden war. Die ursprünglichen Holzbungalows, die man als Ferienhäuser errichtet hatte, wurden jetzt in pompösere Domizile mit festerer Bausubstanz verwandelt. Neuzugänge in der Gegend schienen wild entschlossen, die entspannte Atmosphäre mit ihren unablässigen Umbauten zu zerstören. Elektrische Zäune, metallene Rollläden und nachgemachte Säulengänge breiteten sich überall aus – sich ihrer zu erwehren würde bedeuten, ständig Verordnungen zu erwirken und endlose Bittschriften zu erstellen. Das war eine mühselige Arbeit, doch sie musste getan werden, selbst wenn es bedeutete, sich durch zähe, nicht enden wollende Meetings der Noordhoek Action Group zu quälen und sich mit den Belästigungen und Ärgernissen seiner Nachbarn auseinanderzusetzen.

Chapman's Peak ragte vor ihr auf, erhob sich über dem dichten Gebüsch an seiner Südseite, die noch immer in tiefem Schatten lag. Der abgehackte Schrei eines Sperbers erklang über das Donnern des Meeres hinweg. Auf der Suche nach dem Sperber ließ Marge ihren Blick über die sandigeren Hänge des Berges wandern, die von oliv- und zitronengrünen Buccos überwuchert waren. Über dem Dickicht ragten die neun unverwechselbaren Palmen von Bellevue auf, dem ersten Ferienhaus, das in Noordhoek gebaut worden war. Jetzt war es baufällig und marode, bot aber noch immer den besten Blick über das Tal, von Long Beach bis zum Leuchtturm in Slangkoppunt hinter Kommetjie. Laut der ortsansässigen Maklerin, Renuncia Campher, gehörte es irgend so einer adligen europäischen Idiotin. Das war die Art Lügenmärchen, die Renuncia erzählte, wenn sie zu viel intus hatte, was meist der Happy Hour im *Red Herring* geschuldet war.

Marge erreichte den Bohlenweg und ließ Bongo von der Leine. Er preschte über die ausgebleichten Holzplanken, die durch die Dünen zum Strand führten. Es war noch nicht einmal acht Uhr, doch schon sammelte sich Schweiß in ihrem Nacken und in den Achseln. Der weiße Himmel verschmolz mit der spiegelnden Fläche des Meeres, blendete durch seine Helligkeit. Salznebel und der grasige Geruch von Berg-Fynbos erfüllte ihre Nase, sie empfand ein beglückendes Gefühl von Weite. Südlich von diesem Punkt gab es kein Land mehr, nur unendlich viele Meilen Meer bis zum Pol. Während des langen Winters nach ihrer Scheidung vor fünf Jahren war sie jeden Tag über den Strand von Noordhoek nach Kommetjie und wieder zurück gestapft und hatte in den eisigen Wind gebrüllt, der direkt von der Antarktis hierherwehte. Erst die letzten paar Monate hatte sie das Gefühl gehabt, wieder ins Leben zurückzukehren. Doch noch immer kämpfte sie jeden Tag gegen das Gefühl der Einsamkeit an, fühlte sich überflüssig. Ihre beiden Jungs waren ausgezogen. Sogar die Katzen waren unabhängig. Einzig Bongo, jetzt nur noch ein Fleck am Meeressaum, schien sie zu brauchen. Sie pffff, was Bongo allerdings zum Anlass nahm, sich in die entgegengesetzte Richtung zu den Felsen aufzumachen und dabei durch seichte Stellen zu springen, in denen das Wasser hochspritzte. Mit flatternder Zunge und wehendem Fell jagte er dahin. Er bräuchte einen jungen Besitzer, jemand, der genug Energie hatte, um mit ihm herumzutoben, dachte sie. Sie verlangsamte ihre Schritte, um wieder zu Atem zu kommen. Diese verfluchten Kippen würden sie noch umbringen, wenn ihre Leber nicht zuerst schlappmachte. Sie ließ sich einen Moment von der wunderschönen Aussicht gefangen nehmen. Mit einem leichten Nebel aus Meeressicht überzogen, glänzte Long Beach und funkelte unter dem sich stets verändernden Himmelsgewölbe.

Zwei geisterhafte Reiter tauchten aus dem Nebel auf, hielten auf die Dünen und den Reitweg zu, der sie zum Gemeindeland führte, wo sie die Pferde im Schritt gehen und abkühlen lassen würden. Marge erkannte Ivor Reitz und seinen Pferdepfleger, Petrus. Jeden Morgen ritten sie bis zur Kakapo, dem rostigen Metallwrack eines alten Dampfschiffs, das auf halbem Weg nach Kommetjie zum Teil im Sand vergraben lag.

Grüßend hob sie die Hand, und Petrus winkte in seiner üblich zurückhaltenden Art zurück. Das Licht blitzte in den Metallteilen des Zaumzeugs auf. Ivor ritt weiter, ohne sie wahrzunehmen. Sie spürte einen Kloß im Hals. Vermutlich war sie einfach überempfindlich. Bestimmt hatte er sie nur nicht gesehen. Er wäre viel zu höflich, um sie nicht zu grüßen.

Kennengelernt hatte sie Ivor durch die Noordhoek Action Group. Er war eines der brauchbareren Mitglieder und übernahm viele der lästigen Arbeiten, traf sich mit Bauunternehmern und Leitern des städtischen Referats. Leidenschaftlich war er darum bemüht, die Umwelt so zu schützen, wie sie war, doch er war auch darin geübt, angesichts der bürokratischen Blockadepolitik Ruhe zu bewahren, und zeigte sich mit Neuankömmlingen im Tal geduldiger als Marge. Sie war für gewöhnlich die Hitzköpfige und Aggressive. Zusammen bildeten sie ein gutes Team.

Die Pferde fielen in einen kurzen Galopp und wirbelten Sand auf, Ivor vorneweg, Petrus, dessen Pferd erst trabte, dann im Schritt ging, weit dahinter.

Bongos dunkler Umriss tauchte bei den schwarzen Felsen am nördlichen Ende des Strandes auf und verschwand wieder. Sie rief nach ihm, obwohl sie wusste, wie unwahrscheinlich es war, dass er sie über das Tosen des Meeres hinweg hören würde. Mit wachsender Sorge suchte sie die Felsen nach ihm ab. Ein Hund konnte schnell in

Schwierigkeiten geraten, sogar an den flachen Stellen. Rufend und pfeifend machte sie sich zu den Felsen auf. Sie musste an die samtige Weichheit seiner aufgestellten Ohren und seiner schwarzen Schnauze denken, und ein Schauer der Angst überkam sie, als sie sich das Haus ohne ihn vorstellte. Dann vernahm sie das Echo seines aufgeregten Bellens etwas weiter oben am Strand. Mit aufgestellten Ohren und hochehobenem Schwanz tauchte er zwischen den Felsen auf, rutschte über die nassen Steine. Wieder rief sie nach ihm, doch sein Kopf tauchte ab, war mit irgendeiner Entdeckung beschäftigt. Vermutlich ein toter Seehund oder ein Otter. Irgendetwas Abstoßendes, Stinkendes, ein Geruch, der ihm noch Tage anhaften würde. Sie erreichte die Tümpel bei den Felsen und erklimmte einen davon, während sie immer noch nach Bongo rief. Als sie ihn fand, beschnüffelte er ein leuchtendes Gewirr von Plastik, ein Durcheinander von orangefarbenen und grünen Streifen, die sich über einen Felsen gelegt hatten und im Tümpel darunter herumschwammen. Der Schwanz eines Drachens. Einer Kinderhand von einer starken Bö entrissen. Die schwimmenden Schleifchen pendelten mit jeder eintreffender Welle hin und her wie Plastikanemonen.

»Bongo, komm her, mein Junge!«

Doch er war nicht an dem Drachen interessiert.

Ganz in der Nähe hüpfte ein Turnschuh auf und ab, ein Stück Jeansstoff, eingeklemmt zwischen den Felsen. Kurzsichtig wie sie war, musste sie die Augen zusammenkneifen; die Brille hatte sie zu Hause gelassen. Zwischen Schuh und Jeansstoff schien ein malvenfarbener Socken zu sein. Sie versuchte, näher heranzukommen, rutschte aber ab und schrammte mit dem Knöchel über die Seepocken. Den Schmerz nahm sie kaum wahr, denn jetzt sah sie, dass das, was sie für eine Socke gehalten hatte, ein Stück ent-

blößter Knöchel war, der sich wegen des Turnschuhs zwischen den Felsen verkeilt hatte. Das Meer rollte bedrohlich heran. Schwarzglänzende Muscheln, die die Felsen bedeckten, ließen mit beeindruckender Schärfe jeden einzelnen Muschelrand erkennen. Langsam bewegte sie sich weiter, um einen besseren Blick zu erhaschen. Bongo stand mucksmäuschenstill da und beobachtete sie.

Aus der Nähe sah sie, dass der Knöchel Teil eines Beines und das Bein mit einer obszön aufgequollenen menschlichen Puppe verbunden war, die mit dem Gesicht nach oben auf dem Wasser dümpelte, die Gliedmaßen wie ein Seestern weit von sich gestreckt. In dieser Pose der Hingabe an den Himmel lag etwas grotesk Friedliches, als würde die Gestalt dieses endgültige Freisein von den Launen des Lebens genießen. Sie trat noch näher. Eine große Wunde klaffte weiß wie eine exotische Blume auf, verunstaltete eine Seite des Kopfes. Trotz des aufgedunsenen, zerschmetterten Gesichts erkannte Marge ihn sofort: Andrew Sherwood.